

Literatur des Auslandes.

N^o 87.

Berlin, Mittwoch den 21. Juli

1841.

Belgien.

Was ist bisher für die Flamändische Literatur geschehen?
Von einem Belgier.

Es ist ein trauriges Geständniß, in das wir Belgier alle einstimmen müssen, die wir auf irgend eine Art im Interesse der Literatur Dinte und Feder gebrauchen, wir mögen es als Dichter, als Roman-Schriftsteller, als Gelehrte oder Philosophen thun, daß alle unsere Bestrebungen nämlich, eine National-Literatur zu gründen, ihre Kraft verlieren, indem sie sich in zwei Sprachen spalten, von denen keine unser ausschließliches Eigenthum ist. Wenn wir sämmtlich uns desselben Sprachzweiges bedienen, so gäbe es Einheit der Tendenzen, Gleichartigkeit der Formen und mächtige gegenseitige Anregung und Nachlieferung unter den verschiedenen Theilen Belgiens. Allein, was man jetzt auch sage oder thue, es besteht, wenn nicht Kampf und Anfeindung, doch wenig Gleichheit der Gesinnung zwischen den Schriftstellern, welche französisch, und denen, welche flamändisch schreiben; und ein eigenthümlicher, scharf abgegränzter Charakter ist bei den Schöpfungen der Belgischen Autoren sichtlich nicht zu erkennen. Zu sagen, welcher der beiden Sprachen man bei der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther den Vorzug einräumen müsse, ist unmöglich; doch welche von beiden das Gedeihen unserer jungen Nationalität begünstigen würde, dies ist außer Zweifel. Man kann auch in flamändischer Sprache die erhabenen Thaten der Vorzeit, das stürmische Leben der Gegenwart schildern, man kann auch in ihr hohe poetische Gedanken und tiefe philosophische und religiöse Forschungen niederlegen, so gut wie in der französischen. Vielleicht werden wir von unseren Nachbarn im Süden weniger gelesen werden, allein man wird uns in den Niederlanden und in Deutschland verstehen, und dies ist sicher nicht zu verachten. Fahret denn fort in eurem Wirken, ihr Schriftsteller beider Sprachen; das Land wird eure Verdienste stets anerkennen, sobald ihr seinen Ruhm und seine geistige Wohlfahrt fördert.

Im 13ten, 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert stand die flamändische Poesie in hoher Blüthe, das haben uns Männer wie Mone, Grimm, Hoffmann von Fallersleben, Willems, Meyer, Bandenberg durch ihre Schriften gezeigt; seit Maerlant, dem Vater derselben, bis an das Ende des 16ten Jahrhunderts begegnet uns eine Reihe von Männern, deren Werke, lange Zeit vergessen, jetzt wieder ans Licht gezogen werden und im höchsten Grade die Aufmerksamkeit der Deutschen, Holländischen und selbst der Englischen Philologen auf sich ziehen. Dichter, Historiker, Botaniker, ascetische Schriftsteller, Philosophen, Gelehrte aller Fächer müssen die Wahrheit unserer Behauptung eingestehen.

Zu unserem Unglück hat später die Wiederbelebung der Römischen und Griechischen Literatur, die geistige Starrsucht, in die unser Land im achtzehnten Jahrhundert gefallen war, die geistige Ueberlegenheit des Zeitalters Ludwigs XIV. und die geringe Aufmunterung, die unseren nationalen Schriftstellern wurde, sich vereint, um den Sinn für die Literatur unserer Väter gänzlich zu ersticken. Die französische Regierung suchte ihn natürlich nicht wieder zu erwecken, und unter der Herrschaft der Niederlande hatte die Verpflichtung, das Holländische zu lernen, einen tiefen Widerwillen gegen Alles eingeflößt, was an die Literatur Bondel's, Cats' und Bilderspel's auch nur von fern erinnerte. Auch die Revolution von 1830 war der Entwicklung unserer Literatur nicht günstig; in dieser Zeit machten sich Reactionen jeder Art geltend, und Wenige hätten gewagt, irgend ein Kunstwerk in flamändischer Sprache abzufassen, aus Furcht, des Drangismus, des Anschlusses an die Holländische Regierung oder der Verachtung der neuen Verfassung verdächtig zu werden.

Doch als der Frieden mehr und mehr hergestellt war, traten Männer auf, welche sehr wohl glaubten den Namen Belgier fortführen zu dürfen, wenn sie der alten Sprache ihrer Väter sich bedienten. Einzelne Blüten der Poesie tauchten auf, die Vorboten des neuen herannahenden Frühlings. Willems erschien unter den Ersten auf dem Schauplatz. Angeblich wegen politischer Ansichten von der Universität verwiesen, riß er seine Landsleute aus ihrer literarischen Verdümpfung, indem er 1834 seine schöne Uebersetzung des „Meinaert de Vos“ herausgab, deren glühende Vorrede gleichsam eine offene Erklärung, ein Aufruf an seine literarischen Genossen war. Er beklagte sich vorzüglich über die Vernachlässigung, in der die flamändische Literatur lag, und drang voll Kraft darauf, daß

man die flamändische Sprache zu neuer Blüthe erhebe, sie wenigstens in gleichem Maße pflege, wie die französische. Bald nach diesem lobnen Versuch ließ Blanmaert ein historisches Gedicht in drei Gesängen unter dem Titel „Liederik de Bud“ erscheinen. Hierauf verband er sich mit Serrure, Bervier, Willems, Fräulein Doolaghe (jetzt Frau van Aker), Blied, Schayes, van Duyse, Rens, Verbruggen, Ledegand und gab, von ihnen unterstützt, einige Lieferungen einer interessanten Zeitschrift heraus, „Letterkundige Oeffeninge“. Doch noch war die Zeit einem Unternehmen der Art nicht günstig. Die Anstrengungen, welche einige muthvolle Schriftsteller machten, blieben erfolglos. Wir haben jedoch zu erwähnen vergessen, daß derselben Zeit eine Sammlung poetischer Stücke angehöret, „Nederduitsch letterkundig Jaerboekje“, welche unter Rens' Leitung bis auf den heutigen Tag fortgeführt worden ist (das achte Heft ist Anfangs dieses Jahres ausgegeben worden). Gegenwärtig giebt es Stücke von mehr als 30 Dichtern. Im Jahre 1833 gab Cannart, früherer Rath am Appellations-Gericht zu Brüssel, ein Buch von hohem Interesse über Flanderns altes Kriminalrecht heraus, das vielen Anklang gefunden hat und eine vielfach vermehrte und umgestaltete Ausgabe eines vor langen Jahren gedruckten Werkes ist.

Das Jahr 1836 kann man als die Epoche betrachten, von welcher sich das Wiedererwachen der flamändischen Literatur in unseren Provinzen schreibt. Die Bewegung, welche man kaum bemerkte, empfing einen neuen Impuls und stieg seither sichtlich zu stets reicherer Entwicklung empor. Um Brabant, Limburg, die Provinz Antwerpen und die beiden Flandern aus dem Schlafe zu rütteln, in den sie versenkt lagen, um bei allen Ständen den Sinn für eine Sprache, die ein mächtiges Element der Belgischen Nationalität bildet, wieder zu beleben, beschloß man, eine große, allgemeine Verbindung zu gründen und in dieselbe aus dem ganzen Lande alle Unterrichteten aufzunehmen, die sich für die Fortschritte der flamändischen Literatur interessiren. Unter die Aufsicht der Regierung gestellt, war diese Verbindung dazu bestimmt, einen gemeinsamen Mittelpunkt für den flamändischen Theil Belgiens zu bilden; doch der Plan war so großartig, daß er bisher nicht in voller Ausdehnung ins Leben treten konnte; auch waren die Geister, zumal anfänglich, noch zu sehr mit der politischen Zukunft des Landes beschäftigt, denn noch bürgte uns kein fester Vertrag mit Holland für unsere nationale Existenz. Doch so wenig der Plan in seiner ursprünglichen Größe auch ausführbar war, so wurde er, in verschiedenen Punkten geändert, doch die Grundlage eines literarischen Vereins, der bereits viel gewirkt hat; wir sprechen von der Gesellschaft, die unter dem Namen „de Taal is gansch het Volk“ noch heute besteht und deren ordentliche Mitglieder sich alle Mittwoch-Abende zu Gent versammeln. Sie ward von Anfang nach einem großen Maßstabe eingerichtet, und weit entfernt, sich an irgend eine Verächtlichkeit zu knüpfen, ernannte sie korrespondirende Mitglieder in fast allen Städten Flanderns, Brabant's, Antwerpens und Limburgs. Sie wählte zum Organ ihrer Mittheilungen die Zeitung von Gent, in welcher seit fast vier Jahren die wichtigsten historischen, literarischen und philologischen Aufsätze dem Publikum vorgelegt werden. In gleiche Zeit mit dem Entstehen der Gentischen Gesellschaft fällt die Stiftung der Antwerpener, welche sich „Dijstal“ taufte und nicht minder thätig war, als ihre Nebenbuhlerin. Um dieselbe Zeit erkannte die Regierung, über die geistigen Bedürfnisse des flamändischen Theiles Belgiens außer Zweifel gesetzt, die Nothwendigkeit, die Entwicklung der Literatur zu unterstützen und den Bestrebungen gewisser vereinzelt wirkender Schriftsteller die Hand zu bieten. Sie ließ eine Art von Kommission zur Förderung flamändischer Literatur ins Leben treten, welche den Namen einer Gesellschaft annahm, aus dreißig Mitgliedern bestand und zuerst eine Preis-Aufgabe von der höchsten Bedeutung stellte, nämlich die, die bis dahin sehr unsicheren Gesetze der Orthographie festzustellen. Die Frage wurde mit dem größten Beifall aufgenommen. Es gingen dreizehn Abhandlungen ein, und obgleich keine des Preises für würdig erkannt wurde, so geschah doch der Schrift des Herrn Mufely-Bandewyn ehrenvoll Erwähnung und der Verfasser erhielt eine Gratification. Der Bericht über diese Preisfrage und die dreizehn eingeschickten Abhandlungen bildet ein größeres Werk, das Herr Professor Borremans zu Lüttich binnen kurzem veröffentlichen wird und dem man voll Ungeduld entgegen sieht; man hofft, daß es den Streit enden wird, der seit so langer Zeit zwischen Behagel, dem Verfasser eines grammatischen Systems, das sich auf rein willkürliche Regeln stützt, und zwischen Willems, Blanmaert, Conscience, van Duyse, Snellaert und ihren Meinungsgegnern

besteht, welche nur diejenigen orthographischen Gesetze gelten lassen, für welche der Verstand und die Uebersetzung aller Sprachdenkmäler spricht.

Diese Gesellschaft beschloß 1837, eine Zeitschrift herauszugeben, die für literarhistorische und grammatische Forschungen bestimmt und der Leitung des Herrn Willems anvertraut wurde, welcher, durch mehrere Gelehrte und Literaten unterstützt, alle drei Monate eine Lieferung des „Belgischen Museums“ herausgibt, so daß gegenwärtig bereits der fünfte Band dieses interessanten Journals erscheint. Wir dürfen nicht zu erwähnen vergessen, daß die Regierung bereits vor der Ernennung dieser Kommission die Bedeutung dieser alten literarischen Schätze einsah und den lebhaften Anteil, den sie an denselben nahm, an den Tag legte. 1836 nämlich ließ sie zu London das kostbare Manuskript des „Reinard de Vos“ ankaufen, des flämändischen Originalgedichtes aus dem dreizehnten Jahrhundert, das einen Europäischen Ruf genießt. Man übertrug Willems die Ausgabe dieses satirischen Werkes, der bekanntlich diese Aufgabe auf das Ruhmlichste gelöst hat. Das schöne Buch erschien mit Anmerkungen und Illustrationen und giebt in der Vorrede einen Ueberblick der gesammelten Schriften über den Reinecke Fuchs. Der fleißige Forscher gab bald darauf die Schlacht von Woeringen von Johan van Heolu heraus, eines der merkwürdigsten Heldengedichte des Mittelalters, voll interessanter und bisher völlig unbekannter Einzelheiten. Während dies in Belgien geschah, setzte Hoffmann von Fallersleben, fern in Deutschland, zu Breslau, seine *Horae Belgicae* fort, die 1830 mit einer Liedersammlung begonnen hatten und nach und nach „Caerl en Elegast, Lantsloot, Ranout van Montalbaen, Esmoreit, Lippyn, Gloriant, Rubben“ und andere poetische Werke brachten, welche von der Kraft unserer Väter zeugen. Dies waren, wenn man will, nichts als Reproduktionen, neue Ausgaben alter Schriften; doch man kann sie als den Eckstein betrachten, auf dem der Bau der modernen flämändischen Literatur sich jetzt erhebt. Sie zogen die Aufmerksamkeit wieder auf eine Literatur, die man fast vergessen hatte, und hoben die Berachtung auf, mit der man auf sie zu blicken schien; höchst gebildete Männer, die nur an der literarischen Bewegung in Frankreich Theil nahmen, wandten sich ihr zu und fühlten, daß die Ehre des Landes es fordere, eine Sprache nicht zu vernachlässigen, die einst eine ausgebreitete Literatur besessen, und die noch jetzt von der halben Bevölkerung Belgiens gesprochen wird. Es entstand eine Art von Reaction, die jedoch der Entwicklung der Französischen Literatur bei uns nicht schadete. Zugleich drohte ein Hemmnis, den Aufschwung unserer Literatur aufzuhalten: man glaubte in ihr eine Rückkehr zu der Holländischen Sprache zu sehen, und dies bewog die Wallonen zu dem Versuche, sie zu unterdrücken; ein gewisses Mißtrauen, ein Argwohn schlich sich zwischen die beiden Theile der Bevölkerung ein; doch bald erkannte man, daß die Flämänder ihre alte Sprache Niemanden aufdrängen, sondern nur sie erhalten und weiter ausbilden wollten.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Remercier's und Victor Hugo's Stellung zur Französischen Literatur.

Aus Salvandy's Erwiederungsrede an Victor Hugo in der Französischen Akademie.

(Schluß.)

Freuen Sie sich, mein Herr, daß Sie zu einer Zeit gekommen sind, wo das Problem, das diesen edlen Geist quälte, gelöst war. Die Zweifel der Vernunft und des Gewissens hatten aufgehört: der menschliche Geist war wie der verlorene Sohn in das väterliche Haus zurückgekehrt. Frankreich war, durch das Kaiserthum hindurch, endlich wieder beim alten Glauben wie bei der alten Dynastie angekommen, und hoffte, sich mit allen seinen Eroberungen unter dem Schutze der neuen königlichen Freiheiten auszurufen. Die drei Quellen aller Poesie, Freiheit, Glauben und Tradition, flossen in reichem Strom. Am ersten Tage der neuen Ordnung traten drei junge Männer auf, Männer, die eine Generation selten vereinigt, der Sänger der Messianismus, der der Meditationen und Sie. Der Eine feierte die Schmerzen des besetzten Patriotismus, der Andere die erhabenen Qualen der freien Phantasie und Vernunft, der Dritte, Sie, die Erinnerungen und Wünsche des monarchischen und religiösen Frankreichs: eine wunderbare Literatur, die zugleich antik von Seiten des Geschmacks, Französisch von Seiten des Herzens und Christlich von Seiten der Gedanken war. Es ist die Ehre der Restauration, Euch Drei geboren, es ist die Ehre unserer Institutionen, Euch Drei erobert zu haben.

Wie edel und rein waren da Ihre Gesänge! Wenn man sie liest, erstaunt man, daß es Ihnen in solcher Jugend gegeben war, die Entschiedenheit des Gedankens mit der Einfachheit des Stils zu vereinigen, die majestätische Strophe der Ode mit den politischen Interessen, die Ihre Seele beschäftigten, zu beleben, indem Sie, als wäre es die natürliche Sprache Ihres Geistes, die beste poetische Sprache unserer beiden großen literarischen Zeitalter redeten. Der lyrische Dichter scheint ein auserwähltes Wesen in jener edlen Familie von begeisterten Denkern, die wir Dichter nennen. Für die Neueren, die sie nicht singen, muß die Ode dennoch ein Gesang seyn, sie muß zugleich eben so lebendig und eben so regelmäßig wie dieser seyn. Man fordert von ihr mehr Schwung bei größerer Gebundenheit, mehr Gefühl und Enthusiasmus bei größerer Gewandtheit, Hindernisse zu überwinden. Daher findet man auch in jeder Literatur-

Äpoche nur einen oder zwei große Lyriker. Es gehört dazu ein Herz, welches fühlt, Ereignisse, die begeistern, Zeiten, welche glauben oder den Weg zeigen. Der Dichter muß sich mit seinen Zeitgenossen eins fühlen. Es sind nicht seine einsamen Leidenschaften, die er ausdrückt, sondern die ihrigen. Er trägt ihre Ueberzeugungen, ihre Ideen in sich, und dazu kommt dann jene Gabe von oben, jene Feuersprache, die nur den seltenen Auserwählten des Himmels zu Theil wird. Alles dies hatten Sie. Frankreich, bei dem Ihre Stimme nicht überall Antwort fand, erkannte in Ihnen den lyrischen Dichter. Und in Allem, was Sie seitdem herausgegeben, in den Herbstblättern, den Dämmerungsliedern, den Orientalen, den inneren Stimmen haben Sie gezeigt, daß, wenn Sie wollen, Sie es wieder werden können.

Ihre Meinungen und Arbeiten sollten Metamorphosen durchmachen, die aus dem doppelten Genius, der über Ihre Kindheit wachte, zu erklären sind. Sohn einer Waise und eines tapferen Soldaten des Kaiserreichs, erzogen in den Glaubensansichten der Mutter und zugleich in dem Lärm des Soldatenlebens, unter den schwarzen Fesseln der Insel Elba, in den wilden Landschaften Kalabriens, dem schrecklichen Drama der Spanischen Insurrection, waren Sie von zwei Geistern und zwei Richtungen geleitet. Ihr edler Vater hatte gesagt: „Das Kind hat die Meinungen seiner Mutter, der Mann wird die des Vaters haben.“ Die Prophezeiung erfüllte sich rasch. Der ältere Ruhm Frankreichs begeisterte Sie zuerst, dann besangen und verteidigten Sie den neuen, und durch diesen wurden Sie ein Kämpfer der Freiheit.

Unter der Restauration ging diese Veränderung in Ihnen vor sich. Aber Sie hatten sehr Recht, indem Sie selbst in einem Ihrer Bücher dem Jakobiten von 1820 den Revolutionair von 1830 gegenüberstellten, Nichts von dem zu widerrufen, was der erste Einfluß, der Sie beherrschte, Ihnen diktiert hatte. Er war Ihrem Ruhme heilsam: man merkt überall in der Form den Einfluß Ihrer Griechischen und Lateinischen Studien, und in der Inspiration den Hauch einer Mutter. Man möchte die Reihe Ihrer Schriften jenen irischen, lebendigen Bächen vergleichen, die man immer reiner und klarer findet, je mehr man sich ihrer Quelle nähert. Als die Zeit Sie fortrifft, schien sie die düsteren und stürmischen Eindrücke Ihrer Kindheit in dem Strom aufzurühren. Mehrere wahrhaft schreckliche Werke gingen daraus hervor. Damals schien sich Alles in Ihnen zu verändern, nicht bloß die Ideen, sondern auch der Glaube, die Formen, die Vorbilder. Diese zweite Periode Ihrer literarischen Laufbahn hatte zum Vorbild das Mittelalter, zur Form das Drama; Ihr Glaubens-Symbol schien zuweilen das schreckliche Wort zu seyn, das auf dem Frontispiz von Notre-Dame geschrieben steht.

Während Sie in der Politik mit der Gluth Ihres Alters und Ihrer Zeit sich an den Bewegungen derselben lebhaft betheiligten, versenkten Sie sich in Ihren Studien mit steigender Bewunderung in die Vergangenheit Frankreichs. Eine forschende, begeisterte Beobachtung ließ Sie in dem Schatze unserer Traditionen vergessene oder nicht genug gewürdigte Wunder erkennen. Nie war das Mittelalter so populär gewesen, als seit 1830 durch Sie. Die Literatur, die Sprache, die Künste interessirten Sie gleich sehr. Es ist nicht zu leugnen, daß Ihre reiche Sprache, Ihr fruchtbarer Gedanke in dieser Quelle neue Hülfsmittel geschöpft. Andererseits haben Sie einen Dienst geleistet, für den Ihnen die Literatur in ihrem wie im Namen der Künste zu danken hat. Sie haben unsere alten Denkmäler wieder zu Ehren gebracht. Keiner hat die gegenwärtige Generation mehr als Sie gelehrt, diese hundertjährigen Blätter in dem Leben der Völker zu verstehen und zu achten. Es war die Zeit, wo Sie den Namen eines Revolutionair annahmen. Sie irrten sich. Sie empfahlen die Achtung gegen die Vergangenheit. Ein Abgrund trennte Sie von der Sache, der Sie anzugehören schienen.

Unter diesen Eindrücken versuchten Sie sich am Drama. Sie haben ihm seine zwei Hauptformen gegeben, den Roman und das Theater. Ihr Theater, das in vielen Stücken so merkwürdig ist und namentlich durch eine seltene Kunst in dramatischen Effekten sich auszeichnet, ist noch zu neu, zu gleichzeitig, um schon jetzt unter dem Gesichtspunkt der literarischen Prinzipien, der Regeln, des Stils, kurz alles dessen, worüber einige Jahre hindurch so lebhaft gestritten worden, beurtheilt zu werden. Was ich aussprechen darf, ist, daß Niemand besser als Sie die Kraft jener bereideten Sprache durch Wort und Handlung, die man die scenische Kunst^{*)} nennt, charakterisirt hat. Sie haben jene schöne Marime niedergeschrieben, daß der Dichter es mit Seelen zu thun hat. Sie haben laut jene philosophische Tragödie verurtheilt, die eine Gesellschaft zertrümmert, deren Ruinen sie begraben werden. Sie haben der Kunst vorgegeschrieben, nicht bloß das Schöne, sondern das Gute zu suchen, und diese Maximen haben Sie jetzt eben aufs neue ausgesprochen. Man kann das Ziel nicht höher stellen. Um es zu erreichen, haben Sie öfter jene Ehrfurcht gegen das Alter, jene Sorgfalt für das Weib, jenes Mitleid gegen den Schwachen und Enterbten auf die Bühne gebracht, welche eben so edle Gefühle als mächtige Motive der Kunst sind. Aber haben Sie sich nicht stets von einem sinnreichen, neuen, gefährlichen Gedanken leiten lassen? Bisher hatte der Dichter seine Personen als Typen hingestellt; seine Charaktere waren einfach und von einem Guss. Er stellte in ihnen eine Leidenschaft dar, die sie auszeichnet und Alles übrige verwischt. Man muß es zugeben, es

^{*)} Hier war es, wo die Klanges-Ähnlichkeit in dem Ausdruck: *art scénique* mit *arsenic* eine kleine Heisterkeit bei den Zuhörern erregte, indem man darin einen Calambour auf die Blut- und Schauer-scenen der Hugoschen Stücke, in denen Gift und Dold ein so bedeutendes Vehikel des dramatischen Knotens bilden, zu erkennen erlaubte; was auch den Redner bewog, sich schnell verbessernd, hinzuzufügen, er wolle lieber statt *art scénique* den besser Französischen Ausdruck *art théâtral* gebrauchen.

ist dies nicht die Wahrheit der wirklichen Welt. Da sind die Gegensätze häufig. Die Tugend findet sich mit einem Theil der menschlichen Unvollkommenheiten zusammen, das Verbrechen ist auch den besseren Gefühlen des Menschen nicht unzugänglich; man hat die Größe mit Schwächen verbunden gesehen; niedrige Situationen schließen nicht Würde des Charakters oder Erhebung der Seele aus. Diese praktische Wahrheit haben Sie zum Hebel Ihrer dramatischen Maschine gemacht. Sie haben durch diese Kontraste, diese Zusammenstellungen des Guten und Bösen, die so natürlich und so unerwartet, die möglich, aber fürchtbar sind, große Wirkungen erzielt. Eine Gefahr, die Sie nicht bemerkten, war, daß das Publikum nach wie vor Typen zu sehen glaubte, wo Sie nur zufällige Eigenschaften darstellten, daß es die vor ihm entwickelten Charaktere verallgemeinerte, so daß die Größe in seiner Vorstellung herabgewürdigt, die Tugend verkleinert, das Gute und Böse vermengt erschien. Ihre edelsten Genüsse würden so für die Gesellschaft, die Sie doch bessern und verteidigen wollen, zu einem Werkzeug der Zerstörung werden. Und muß nicht ein Geist, der wie der Ihrige der Wahrheit anhängt, hieraus schließen, daß die Bühne ihr unumstößliches Gesetz hat, wonach die conventionelle Wahrheit gegen die materielle und Ihre berühmten Vorgänger gegen Sie Recht befehlen?

„Notre-Dame“ bezeichnet den Culminationspunkt dieser neuen Laufbahn. Es ist ein Lob, das jedes andere überflüssig macht. Das ist der Erfolg, ein allgemeiner populärer Erfolg von zehn Jahren. Ich will nicht das seltene Talent im Malen und Erzählen rühmen, das dazu gehört, um an ein mit so viel Traurigem durchwebtes Gemälde zu fesseln, die genaue Kenntniß der Zeit und die Treue der Sitten und der Sprache, jene kräftige Gewandtheit des Styls, die sich so hoch erheben und wieder, wenn es Ihnen gefällt, bis zum Ton der niedrigsten Regionen eines noch so rohen Gesellschaftszustandes herabsteigen kann, jenes tiefe Verständniß der Interessen und Leidenschaften endlich, das aus dem Romandichter einen Philosophen, wie die Handlung einen epischen Dichter aus ihm machen kann: dies Alles sind Lobprüche, die an der Notre-Dame schon zu abgenutzt sind und die Sie daher mit Recht alltäglich finden würden.

Ich will lieber auf eine schöne Handlung in einem schönen Buch hinweisen. Während die empörten Wogen der Menge unsere Basiliken zertürmerten, hatten Sie den Ruhm, als Dichter und als Denker für ihre Erhaltung zu protestiren; Sie haben jenen Strom, der die Geister forttrifft, dämmen helfen. Man muß Ihnen dafür um so mehr Dank wissen, als man in Ihrer ganzen Dichtung etwas von den Volkstürmen, die damals tobten, wiederzufinden glaubt. Sie nehmen Partei für ein großes Denkmal der Menschenhand und erregen unsere Besorgniß für die Gesellschaft, dieses alte Denkmal von Gottesband. Wie treffend schildern Sie uns das Volk jener Zeit in dem Wunderhof, die Jugend in Jehan und Seinesgleichen, die Bourgeois in Gringoire, die Magistratur in Barbedienne, den Adel in Châtaupers, den Klerus in Frollo, und endlich den König, der damals regierte! Während Sie sonst aus dem Konflikt der Tugenden und Laster Ihre schrecklichsten Wirkungen schöpfen, liegt hier das Große und Fürchtbare in der Einsamkeit jeder der menschlichen Fähigkeiten oder Leidenschaften gegenüber einer Frauenphantase, die unter ihnen zu wählen hat. Dem Einen geben Sie den Willen, dem Anderen das Herz, diesem Geist, jenem Schönheit, und außerdem nichts: Phöbus ist ohne Gedanken und Gefühl, Frollo ohne Herz und ohne Glauben, Gringoire ohne Gewissen und Muth, Quasimodo, ein körperliches Ungeheuer, welches lieben kann. Mit diesen maßlosen, unvollständigen Motiven spielen Sie mit unvergleichlicher Kunst. Aber wo ist in allem diesem der Mensch? Glaubte man nicht einen Danteschen Kreis, eine mit menschlichen Fantomen besüllerte Wüste zu sehen?

Es bleiben noch übrig die beiden Gegenstände Ihrer Vorliebe und der unsrigen. Die Esmeralda, das entzückende Kind Ihrer Phantasie, die allein das Werk unsterblich machen würde, und jene alte Kathedrale, die ehrwürdige Aeltermutter aller unserer Denkmäler, der Sie alle Herrlichkeiten, womit der Glaube unserer Väter sie schmückte, wiedergegeben haben. Ist aber nicht die Esmeralda auch nur eine Form, ein Traum, der anmuthige Schatten einer Frau, die in der Wirklichkeit nichts gemein hat mit der Gefährtin und dem begeisterten Engel des Mannes, den beiden Frauen, die uns Ihre Oden lieben lehren. Zwischen der Leidenschaft, dem Geist, der Hingebung und der Schönheit ist es die träge, leere Schönheit, die sie sich wählt; von allem Uebrigen begreift sie nichts. Nur der Helm und die goldene Sporen ziehen sie an. Ich berufe mich auf alle Frauen, die mich hören: ist man nicht nahe daran, zu glauben, daß sie in Ihrer Vorstellung gleich Odine, jener anderen reizenden Schöpfung, ohne Seele ist? Die Kathedrale ihrerseits scheint ohne Gott zu seyn. Die Kunst entfaltet sich hier überall mit Reichthum und Majestät, die Gottheit, die Religion erscheint darin nirgends, außer einmal, in den gottesvergessenen Gebeten, in den blutdürstigen Gefängen Frollo's. Und über alles dies schwebt, bei jedem Ereigniß und jeder Katastrophe wiederholt, jene düstere Devise, jene fürchtbare Ironie des Anfangs und des Endes, jener schreckliche Ruf: ananke, Schicksals-Notwendigkeit, d. h. als Vorsehung über diese Wüste: das Nichts!

War dies ein Räthsel, dessen Auflösung Sie uns vielleicht eben jetzt gegeben haben, indem Sie zeigten, wie viel schöner unsere Zeit ist, und hatten Sie nur den nützlichen Gedanken, die Geister zu diesem Schluß zu führen durch den Kontrast jener traurigen Zeiten, wo die Vorsehung, eben so wie die Freiheit, die Gerechtigkeit, die menschliche Würde, in den menschlichen Gesellschaften zu fehlen schien? Oder war dies nur einer jener Stürme, welche des Jünglings Seele heimsuchen und seine ersten Gedanken, seine erhabenen Ueberzeugungen, Alles, was ihm von mütterlicher Pflege kommt, zerstören, bis zu dem Tage, wo der Sturm ausgetobt und er, sich selbst wieder-

gegeben, jene Ueberzeugungen, die der Sturm zu beugen, aber nicht zu entwurzeln vermochte, in seinem Herzen wiedererleben fühlt?

Es will mich bedünken, daß Sie jetzt zu einer dritten Periode Ihres Talents und Ihres Schicksals gelangt sind. Die Rede, die wir eben gehört, scheint mir das glänzende und glückliche Programm dazu zu seyn. Sie sagen „der Herr“, wie in Ihrer Jugend, und Sie verstehen darunter ein moralisches Gesetz, das den Menschen in der Erkenntniß des Guten und Bösen und in der Wahl zwischen den Regierungen und Parteien leiten soll. Sie wollen Anker haben, und Sie suchen sie in den ehrwürdigsten Erinnerungen. Sie geben von dem Dichter, von seinen Pflichten, seinem Beruf ein Bild, das Plato beschämt machen könnte, ihn aus seinem Staat verbannt zu haben.

Hier in unseren literarischen Comitien werden Sie uns in unserem hundertjährigen Bestreben, den Stil und die Sprache, die Ihnen mit Recht so sehr am Herzen liegen, zu verteidigen, nur unterstützen können. Sie haben es eben ausgesprochen: das sind für Frankreich sehr positive Interessen. Mit dem Schwert der Eroberer hat es nur solche Güter gewonnen, die das Glück ihm wieder genommen; durch seine Sprache und Literatur hat es die Herrschaft erobert. Aber nicht, weil große Männer, die es ehrt und beweint, Lord Byron, Walter Scott, Goethe, todt sind, erfreut es sich derselben, sondern weil Corneille, Pascal, Bossuet gelebt haben. Gewiß, auch die gegenwärtige Generation wollen wir ehren, besonders wenn sie Ihre Grundsätze in sich aufgenommen, und diese Räume mögen sich allen denen öffnen, welche ihr Talent durch die Würde ihres Lebens veredeln! Aber vor Allem haben wir den vergangenen Generationen unsere Huldigung darzubringen. Wenn man unsere junge Literatur bis an die Grenzen der civilisirten Welt leitet, wem anders verbankt sie es, als ihren Vorgängern? Nicht sie ist es, die dies große Publikum erobert hat; sie hat es fertig vorgefunden, und es hat nie eine schwierigere Schöpfung, eine edlere Eroberung in der Welt gegeben. Als Rom durch die Waffen Herrin der Welt geworden war, dachte es nie daran, die Sprache des Forums der Welt als allgemeine Verkehrssprache aufzudringen; dazu gehörte jenes zweite durch Glauben und Genie so mächtige Rom. Es gehörte seitdem das ganze Genie Frankreichs unter dem großen Cardinal und dem großen König dazu, um der Sprache Latiums und der Kirche eine weltliche, selbständige Nebenbuhlerin zu schaffen und so die Universal-Monarchie des Französischen Geistes zu gründen. Das achtzehnte Jahrhundert erweiterte durch die Ideen diese auf Sprache und Stil gegründete Herrschaft. Wir sind jetzt nur wie Erben, die das väterliche Vermögen zusammenzubehalten haben. Möchten wir dies doch ernstlich wollen und zugleich begreifen, daß wir es nur so bewahren können, wie unsere Väter es erworben haben, durch die Korrektheit, die Regel, durch Klassizität in Kunst und Geschmack. Und gebe Gott, daß wir es nie vergessen! Bei den Völkern steht Alles in engem Zusammenhange; eine Größe bedingt die andere und ein Verfall den anderen. Wenn der Geschmack zu Grunde geht, so ist dies ein Zeichen, daß die Kraft, aus der sich große Nationen bilden, abstirbt. Die Staaten gleichen jenen alten Eichen, von denen Sie gesprochen; wenn die Zweige sterben, ist der Tod im Herzen.

In unserem Frankreich ist hoffentlich noch überall Leben. Ein frisches Blut wird durch jüngere, freiere Institutionen in Bewegung gesetzt, und der Genius der Nation entwickelt sich mit eben so viel Kraft als Maas. Wir haben ihn in den letzten Jahren, sich selbst überlassen, der Literatur widerstehen und sie in Zaum halten, so wie er alle Erzeße überwunden hat. Daher glaube auch ich, so wie Sie, tief und aufrichtig an die Zukunft. Wenn man den Theil der Strafe, der einem unmittelbar vor den Füßen liegt, betrachtet, so sieht man überall Unebenheiten und Steine; sieht man in die Ferne, so breitet sie sich glatt und sicher vor uns aus. Wir haben alle Hebel in der Hand: in der Nation die Gleichheit, in den Gesetzen die freie Erörterung, in den öffentlichen Gewalten allen Talenten die Bahn geöffnet; auf dem Thron die Liebe zu den Künsten, die Achtung der Literatur auf seinen Stufen; in der Gesellschaft mehr Glauben neben mehr Einsicht, endlich einen fleißigen, fruchtbaren Frieden, nur belebt, aber nicht gestört durch den Lärm des Afrikanischen Krieges, der uns die Heldenthaten der Prinzen und Soldaten herüberträgt. Wir brauchen nur noch gute Grundsätze und gute Beispiele, und zu diesen werden Sie mit uns das Ihrige beitragen.

C h i n a.

Die Insel Hong-Kong.

Nach einem Berichte des Obersten Wilkie.

Die von England in Besitz genommene Insel Hong-Kong liegt ungefähr 43 Englische Meilen von Makao und 120 südöstlich von Kanton entfernt. Sie ist vom festen Lande durch eine an manchen Stellen nur dreiviertel Meilen breite Meerenge geschieden. Das Eiland hat eine Länge von ungefähr 11 Meilen, und die größte Breite desselben beträgt 2½ bis 3 Meilen, da, wo die Hügel-Abhänge ins Meer hineinragen und verschiedene kleine Buchten bilden; der Boden ist im Ganzen sehr hügelig, man möchte sagen bergig, doch nur wenig mit Wald bewachsen. An vielen Stellen sind die Hügel mit hervorragenden Granitmassen überdeckt, und in den Zwischenräumen wächst Gras, welches die Chinesen im Herbst anzünden, was in der Nacht, vom Meere aus gesehen, einen ganz eigenen Anblick darbietet. An der Ostseite der Insel, dem festen Lande gegenüber, liegen einige schmale Thäler, welche mit all der Sorge und

pünktlichen Aufmerksamkeit bebaut werden, deren die Chinesen allein fähig sind. Das ansehnlichste dieser Thäler befindet sich gerade der auf dem Kontinent liegenden Stadt Kau-Lun gegenüber. Bei meiner Rückkehr aus dieser Stadt, von der wir einige Risse aufgenommen hatten, setzte ich mich in ein Boot und bemerkte, als ich mich dem Eilande näherte, einen leichten blauen Rauch aus einer Baumgruppe hervorstiegen, den ich früher nicht wahrgenommen hatte. Ich befaß dem Schiffer, darauf los zu steuern, und trotz seiner Warnungen, die er in einem Mischmasch von Chinesischen, Portugiesischen und Englischen Wörtern mir dringend zu verdeutlichen suchte, stieg ich auf jener Stelle ans Land, bedeutete ihm, mich in einer geringen Entfernung von derselben am Ufer zu erwarten, und begann dann meine Nachforschungen über den Gegenstand, welcher meine Aufmerksamkeit gefesselt hatte. Mein Weg führte mich zuerst durch einige Reisfelder, die durch Gräben von einander getrennt waren, welche auch zugleich als Wasserleitungen dienten. In schlammigen Pfützen wälzten sich mehrere von Kindern geweidete Büffelochsen umher; andere dieser Thiere waren, vielleicht zu meinem Glück, angebunden, denn einige davon warfen mir wilde Blicke zu, schlugen heftig mit ihrem Schweife um sich und stampften mit den Füßen.

Unter diesem Himmelsstrich, der den Fremden so hartnäckig zurückstößt, ist ihm Alles, bis auf die Thiere, feindlich gesinnt. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß ein Büffel, der sich gegen einen Chinesen ganz friedlich geberdet, den Europäer selbst in der Landstracht auswittert und ihn wüthend angreift. Als ich auf einer aus einem Baumstamm bestehenden Brücke einen schmalen Bach überschritten hatte, betrat ich einen engen Fußpfad, der sich zwischen alten Bäumen und prächtigen Bambusbüschen hinzog, die über und über mit Schlingpflanzen bedeckt waren; dieser Weg führte mich dann nach einer Art von Dorfweide oder grünem Platz, von dem drei Straßen parallel ausliefen, die nicht sehr breit waren, deren eine aber ungefähr dreißig Häuser enthielt, alle nach ein und demselben Muster erbaut; am entgegengesetzten Ende dieser Straßen lag eine viel breitere, die mit dem Plage parallel lief, weit besseres Pflaster hatte als die anderen und mit einem Hause endigte, das viel größer, schöner und geschmückter als die übrigen war: zweifelsohne der Wohnsitz eines Mandarin oder eines Anführers, zu dem ich aber leider keinen Zutritt erlangen konnte. Bei meinem Spaziergange durch die Straßen folgte mir ein Haufe von Müßiggängern, der mit jedem Augenblick mehr anwuchs, weil Jeder, der in der Stadt beschäftigt war, Alles stehen und liegen ließ, um den Fanqui (eine Verdrehung von Feringi, mit welchem Namen die Europäer in ganz Asien bezeichnet werden) zu sehen. Sie liefen alle vorwärts, manche waren sehr laut und betasteten mein Rohr, meine Kleider, meine Pinse und Mappe; doch sprach sich in ihrem ganzen Benehmen nur die lebhafteste Neugier und sonst durchaus nichts Feindliches aus, denn alle forderten mich zum Eintritt in ihre Häuser auf. Ich betrat eines derselben, trank eine kleine Tasse Thee ohne Zucker und rauchte herrlichen Taback aus einer langen Pfeife, die mir mein Wirth, ein ehrwürdiger Chinese mit weißem Bart, mit unverkennbaren Zeichen des Vergnügens darreichte. Als ich auf den schon früher erwähnten Dorfplatz zurückkehrte, bemerkte ich an dem einen Ende desselben einen Chinesischen Altar, mit Blumen und Vasen geschmückt, auf dem dünne rothe Kerzen brannten. An diesem Altar verrichteten die Einwohner ihre Gebete, befragten ihr Schicksal und opferten ihre Gaben. Er wurde von einer Anzahl schöner alter Bäume beschattet, die mit prächtigen rothen Blüten bedeckt waren; da ich noch niemals Bäume der Art gesehen hatte, so gab ich durch Zeichen zu verstehen, daß ich einige dieser Blüten zu besitzen wünsche, und sogleich kletterten Kinder hinauf und erfüllten mein Begehren. Auf dem Rückweg zu meinem Boot verfolgte ich einen schmalen Pfad, der mich auf einen ziemlich hohen Hügel führte, von wo aus ich den ganzen übrigen Theil des Thales überblicken konnte. Zu meinen Füßen lagen gut bewässerte, üppige Reisfelder, zur Linken schimmerten einige niedliche kleine Häuser aus einer Baumgruppe hervor, dann folgte ein kleines Gehölz, das nach Regeln angepflanzt zu seyn schien, rechts lagen steile Felsen, und geradeaus in der Entfernung sah ich die Bucht und die malerischen Berge von Kau-Lun.

Diese Abtheilung des Thales hat nur eine enge Oeffnung auf die Bucht hinaus; die Schlucht ist durch bedeutende Massen losgelöster Felsen versperrt, welche die Chinesen aus gutem Grunde dort angehäuft haben. Den Gipfel haben sie zu einem Wasserbehälter ausgehöhlt und das Wasser durch große Bambusröhren von dem angrenzenden Vorsprung dorthin geleitet, und mit Hülfe eben solcher Riesen-Röhren führten sie es weiter hinab in die niederen Thäl-Ländereien, welche ohne diese künstliche Bewässerung unfruchtbar und öde seyn würden. Dies Thal ist sicher der bevölkerteste, malerischste und bestbewaldete Theil des ganzen Eilandes, und in wenigen Jahren werden neben den blauen, an ihrem Ende aufgestülpten und mit Delphinen und Drachen verzierten Dächern sich gewisse komfortable Englische Lusthäuser erheben. Indes werden wohl die ersten Ansiedlungen nicht gerade hier stattfinden, weil dieses Thal zu weit von der Haupt-Bucht entfernt liegt, welche sich an der Westseite, in der unfruchtbarsten und traurigsten Gegend der Insel, befindet; die Bucht selbst ist aber eine der breitesten und vorzüglichsten im ganzen Chinesischen Reiche. Es können hier eine Anzahl von Schiffen im vortheilhaftesten Ankergrunde anlegen, geschützt vor dem Nordostwinde und den heftigen Typhonen, die während der südwestlichen Passatwinde so vielen Schaden an diesen Küsten anrichten. Bei meinem

Aufenthalt in Hong-Kong wehte gerade ein solcher Wind, wir wurden aber wenig davon gewahrt. (U. S. J.)

M a n n i g f a l t i g e s .

— Voltaire wünscht Marquis zu werden. Aus den Papieren der Marquise von Crequy, deren Memoiren aus der Zeit Ludwig's XV. und Ludwig's XVI. vor einigen Jahren so großes Aufsehen gemacht, ist jetzt auch eine authentische und bisher noch nirgends gedruckte Briefsammlung ans Licht gekommen. Es finden sich darunter zahlreiche und sehr pikante Briefe Voltaire's, der sich mit Frau von Crequy, als einer mit den Ministern des Königs vertrauten und überhaupt sehr einflussreichen Dame, zu verhalten suchte. Unter Anderem ersehen wir daraus, daß er gern zum Marquis von Ferney ernannt seyn wollte und dazu die Fürsprache seiner angesehenen Freundin in Anspruch nahm. Folgendes ist der überaus charakteristische, Voltaire durch und durch zu erkennen gebende Brief, den er dieserhalb an Frau von Crequy schrieb:

Ferney, 3. November 1774.

Herr Marquis v. Chatelet hat die Güte gehabt, Ihnen, gnädige Frau, mein Ansuchen bereits mitzutheilen, und ich habe durch ihn erfahren, daß Sie es mit Wohlwollen aufgenommen. Die fragliche Gunst*) würde den Ruhm und das Glück meiner düsteren Lebens-tage bilden. Sie wissen ja, gnädige Frau, welchen Trübseligkeiten ich ausgesetzt bin und welche Verleumdungen mich verfolgen. Kaum weiß ich, ob ich mich noch in den Straßen von Genf zeigen darf, wohin ich mich nothwendig begeben muß, um den Dr. Tronchin wegen meines leidenden Zustandes zu konsultiren. Herr Rousseau hat dort den Eifer mehrerer fanatischer Magistratspersonen und einer großen Anzahl grimziger Bürger gegen mich erregt, indem er ihnen sagte, sie dürften, des Gesetzes ungeachtet, nicht dulden, daß ein Katholik das Ansehen habe, sich in ihre Angelegenheiten einzumischen und auf ihrem Gebiete sich heimisch zu machen. Von seinen Verleumdungen gegen mich bei dem Herrn Fürsten von Conti, bei der Frau Herzogin von Luxemburg und vielleicht auch bei Ihnen, gnädige Frau, mag ich gar nicht sprechen; vielmehr appellire ich von diesen an Ihre Güte, die mich für seine schwarze Undankbarkeit entschädigen und die Spur aller Verfolgungen verwischen wird, die er seit vier Jahren gegen mich erregt hat. — Dabin, gnädige Frau, hat mein Wohlwollen für diesen Mann geführt, und dies ist der Dank für das Anerbieten, das ich ihm gemacht, ihm meine Eremitage zwischen Tournay und Ferney ganz zu schenken. Gewiß wird man bald auch erfahren, mit welcher Dankbarkeit er die Dienste der Herren Grimm, Helvetius, Diderot, Hume und d'Alembert vergolten, welche Herren Sie allerdings nicht sehr lieben, wie ich weiß, und deren Fehler ich besser als irgend Jemand kenne, die jedoch darum nicht weniger für ihn das Wohlwollen und die Verbindlichkeit selbst gewesen sind. — Kürzlich hat Herr von Florian Hochzeit gemacht; bald wird sich auch Herr Marquis von Billelte vermählen. Ich sage Marquis, gnädige Frau; denn glücklicher als ich, der ich unbezweifelt nicht so viel Verdienst als er habe, obwohl ich, was Vermögen und Geburt betrifft, nicht hinter ihm zurückstehe, hat er es erlangt, daß der König ein Gut zum Marquisat erhoben für ihn, als Herrn von sieben großen Pfarren, und ganz so wie zur guten alten Ritterzeit. Ich glaube aber, daß ich eben so gut Marquis werden könnte, wie Herr von Billelte, ohne daß die Welt durch meine Erhebung mehr überrascht seyn würde, als durch die seinige. Er besitzt 4000 Thaler jährlicher Einkünfte, die er mit Fräulein von Baricourt, welche sich jetzt bei Madame Denys befindet, theilen will. Seine Braut bringt ihm dagegen ihre siebzehn Jahre, Geburt, Frömmigkeit, Verstand und Amnuth. Sie werden zugeben, gnädige Frau, daß Herr von Billelte ein treffliches Geschäft macht. Diese Geschichte trägt übrigens dazu bei, meine alten Tage zu erheitern und meine Leiden erträglicher zu machen. — Ach, der Rousseau bringt mich noch um, gnädige Frau. Haben Sie die Güte, dieses Geschreibsel zu verbrennen, denn ich fürchte, daß ich darin etwas zu häßlich und allzu sehr en négligé erscheine. Voltaire.

Frau von Crequy antwortete ihm hierauf:

„Der Marschall von Richelieu hat sich sehr freundschaftlich für Sie gegen mich ausgesprochen; auch mein Neffe Chatelet hegt dieselben Gesinnungen für Sie, und die Art, wie ihm der Herr Kanzler in Bezug auf Ihr Anliegen geantwortet, war ganz geeignet, Hoffnungen zu erregen. Es wird nur darauf ankommen, gewisse territoriale und feudale Bedingungen zu erfüllen, von denen man Sie bei der Beförderung nicht dispensiren kann, weil sie, nach den Verordnungen, die über den Gegenstand existiren, wesentlich obligatorisch sind. Man hat uns gesagt, diese Verordnungen seyen von der Art, daß sie keinerlei Umgehung, Ausflucht oder Ausnahme, und beträfe es auch den vornehmsten Mann von Frankreich, gestatten oder hoffen lassen. Ich überfende Ihnen die betreffenden Verordnungen und Papiere, aus welchen Sie die Bedingungen ersehen werden, die zur Erreitung eines Marquisates unumgänglich sind. Sie werden also gut thun, Ihre Sachen danach einzurichten, und hierzu gehört zunächst, daß Sie zu Ihrem Gute Ferney noch drei nachbarliche Pfarren erwerben. Sie haben sich zu arrondiren vermittlest dreier Galgen und dreier Glockenthürme. Blasen Sie Ihre gutsherrlichen Bäcku ein wenig auf, Sie großer Philosoph!“

*) nämlich die Erhebung des Gutes Ferney zu einem Marquisat.